

Eine genauere Nachforschung belehrte mich, daß das Abstreifen der Ketten-Schlüßringe denn doch nicht so leicht und auch schwerlich ohne Beihilfe von statten gegangen; den es befanden sich frische Blutflecke an denselben. Irgend ein Werkzeug oder fremder Gegenstand fand sich nicht vor; auch wurde außer der Kleidung keine hier vorhandene Sache vermißt.

Melzer berichtete, daß keiner der hier oben befindlichen Gefangenen in der Nacht irgend ein Geräusch gehört haben wollte.

An Ruhe war in dieser Nacht nicht mehr zu denken.

Ich kleidete mich vollständig an und begab mich in das Amtsklokal, wo ich bereits den Steckbrief und die an die betreffenden auswärtigen Behörden zu erlassenden Anzeigen entworfen hatte, als die gerufenen Beamten anlangten. Auch der Polizei-Kommissar stellte sich ein.

Als der Tag anbrach, durchstreiften die Gendarmen bereits die Umgebung nach der Entflohenen, befanden sich die für einige größere Zeitungen bestimmten Abschriften des von mir erlassenen Steckbriefes sammt den Anzeigen für die Behörden auf der Post, und eilten berittene, mit dem möglichst genauen Signalement Elisabeths versehene Boten nach den umliegenden kleineren Ortschaften, um überall zur Wachsamkeit auf die Flüchtlinge aufzufordern, auf deren Ergreifung ich aus eigener Machtvollkommenheit und für eigene Rechnung eine Belohnung von fünfzig Thalern gesetzt hatte. Außerdem wurde eine öffentliche Aufforderung erlassen, damit diejenigen Schlosser der Stadt und Umgegend sich meldeten, welche in den letzten drei Monaten für irgend Jemand Schlüssel angefertigt, ohne daß sie die dazu gehörigen Schlösser in den Händen gehabt. Damit war Alles gethan, was von meiner Seite für jetzt in dieser Sache geschehen konnte.

Ich befand es für gut, Theodor die Entweichung seiner Schwester mitzutheilen. Er vernahm die Nachricht mit sichtlichem Schrecken.

„Die Unselige!“ rief er aus. „Durch dieses thörichte Wagniß bekennt sie ihre Schuld.“

Dieser Ausruf enthielt unbeweisbare Wahrheit, daher ich denselben bei dieser Gelegenheit ganz natürlich fand.

Es trieb mich, Theodor zu fragen, ob sein Vater außer ihm noch einen anderen, vielleicht illegitimen Sohn befehlen habe. Er erwiderte, daß er vor Jahren allerdings aus dem Munde eines inzwischen verstorbenen näheren Bekannten seines Vaters von dem Vorhandensein eines älteren illegitimen Bruders gehört, der ihm selbst sogar sehr ähnlich sein sollte; da aber weder seine damals noch lebende Mutter, noch andere nahe Bekannte seines Vaters aus dessen jüngerem Alter die geringste Kunde von einem solchen Sprößling des letzteren besaßen — diesen selbst habe er aus naheliegenden Gründen niemals darum befragt — so habe er bis heute jene Angabe als eine unwahre betrachtet.

„Darf ich fragen, Herr Justitiar, warum Sie diese Frage stellen?“

„Ich sah vor kurzem in der That einen Mann, der Ihnen zum Verwechseln ähnlich war. Solche Aehnlichkeiten finden sich indes selten zwischen notorisch einander ganz fremden Leuten . . . Guten Morgen, Herr Werner!“

Nicht die Absicht, etwas über meinen begünstigten Nebenbuhler als solchen in Erfahrung zu bringen, hatte mich jetzt zu jener Frage veranlaßt, sondern der sich mir trotz meiner Abweisung während des heutigen Morgens immer wieder von neuem aufdrängende Gedanke, daß jene heimliche Zusammenkunft Johannas mit dem, meinem Inquisiten so ähnlichen Manne in der alten Kapelle in engem Zusammenhang mit Elisabeths, nur durch Beihilfe von außen ermöglichter Flucht stehen müsse.

Theodors Antwort, obwohl eigentlich verneinend lautend, ließ mich nicht zweifeln, daß die in Untersuchung befindlichen Geschwister noch einen Bruder hatten; von welchem jener vielleicht keine sichere Kunde hatte, wohl aber Elisabeth, und den Johanna durch ihre Freundin kennen gelernt. Dieser Mann konnte durch vielerlei Gründe genöthigt sein, sich in dieser Gegend nicht öffentlich zu zeigen. Wie sein Halbbruder ein angenehmes Äußere besitzend, mochte er auch geistreich und von verführerischem Wesen sein. So war es erklärlich, daß ein hier fremder Mann unbemerkt von Johannas nächster Umgebung deren Neigung gewinnen konnte. Die beiden hatten sich auch zur Befreiung der Schwester und Freundin verbunden; darauf deutete ja schon die von Johanna in das Heft des Unterhaltungsblattes geschriebene zuversichtliche Verheißung hin, daß der Tag der Erlösung für Elisabeth bald erscheinen werde. Aber man wird nicht allein die flüchtige Gistmischerin ergreifen, sondern auch deren Helfershelfer ermitteln und sie ohne Ansehen der Person der verdienten Strafe überliefern! Der Onkel und die Tante werden sich ohne Kampf losagen von einer Unwürdigen, die Wohlthaten so übel vergilt, indem sie sich einem Landstreicher in die Arme wirft und mit einer notorischen Gistmischerin Gemeinschaft hält, eine Gemeinschaft, durch die sie sich die Gunst des Puhlen erkauft!

So ließen Zorn und Schmerz mich zu mir selber sprechen.

Inzwischen war es völlig Tag geworden, und nachdem ich mit dem Schlosser, dem die öffentlichen Arbeiten seines Handwerkes übertragen waren, eine Besprechung hinsichtlich der nöthig gewordenen Aenderung sämmtlicher Verchlüsse im Gerichtsthum gehabt, war es Zeit, mich auf meinen schweren Weg zu machen. Ich mußte dem Reichsgrafen persönlich die Entweichung eines der angeklagten Geschwister melden, gegen die er wegen der Ermordung seines tüchtigen ehemaligen Oekonomie-Direktors eine so tiefe und gerechte Erbitterung hegte. Ich war auf die härtesten Vorwürfe von Sr. Erlaucht gefaßt und bangte jetzt selber um den armen Melzer.

Als ich im Begriff war, in den Wagen zu steigen, der mich nach dem Schlosse am See bringen sollte, trat denn auch Frau Melzer mit weinenden Augen zu mir.

„Unsere Entlassung ist uns leider gewiß,“ sagte sie unter Schluchzen. „Aber wenn Sie, Herr Justitiar, eine Fürbitte für uns einlegen wollten, so erhielten wir doch vielleicht eine kleine Pension.“

Ich versprach natürlich, mein Möglichstes zu thun. Mein Weg führte am Hause meiner Verwandten vorüber. Ich ließ den Wagen halten und trat ein; denn ich war begierig auf Johannas Verhalten, die, wie die Andern in diesem Hause, bereits durch den Gärtnerburschen, der am frühen Morgen, wie gewöhnlich, in meine Wohnung gekommen, Elisabeths Entweichung erfahren haben mußte.

Johanna selbst öffnete mir die Hausthür. „Ist es wahr?“ fragte sie sogleich. „Hat die Unglückliche nicht widerstehen können?“

„Sie meinen Ihre Freundin, die Vatermörderin?“ erwiderte ich in sicherlich nicht freundlichem Tone. „Warum hätte sie den Beistand ihrer Verbündeten nicht annehmen sollen, um einige Tage oder Stunden der Freiheit zu genießen, die sonst in diesem Leben niemals für sie gekommen wären? Sie verdient weniger Tadel und Züchtigung, als ihre perfiden Helfershelfer!“

Johanna sah mich mit einem Blick an, so voll tiefsehender Vorwürfe, daß ich ihn nie wieder vergessen konnte. Durch eine Handbewegung deutete sie an, daß der Onkel und die Tante sich im Familienzimmer befänden, und stieg, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppe zu der oberen Etage hinan, wo sich ihr Zimmer befand.

„Heuchelei!“ sagte ich mit Achselzucken zu mir selbst. „Angst vor der Entdeckung! Mich täuscht sie nicht mehr!“

Der Onkel und noch mehr die Tante waren über das Ereigniß um Johannas willen betrübt, deren durch dasselbe hervorgerufene Erregung ihnen Besorgniß einflößte. Im übrigen waren auch sie der Meinung, daß Elisabeth durch ihre Entweichung ihre Schuld offenbart habe.

Mein Aufenthalt währte nur wenige Minuten; ohne Johanna wiedergesehen zu haben setzte ich meinen Weg fort.

Seine Erlaucht empfing mich sogleich und hörte mit unerwarteter Ruhe meinen Bericht an, der auch die zur Wiederergriffung der Entwichenen und Ermittelung ihrer Helfershelfer ergriffenen Maßregeln umfaßte. Nach Beendigung desselben griff der Reichsgraf zur Dose und sagte dann:

„Sehe es Ihnen an, mein lieber Justitiar, daß Sie sich von dieser Geschichte sehr alteriren lassen. Aber mit Unrecht. Das Frauenzimmer wird uns nicht für immer entwischt sein; man wird es bald wieder dingfest gemacht haben, und Sie haben dann leichte Arbeit. Will hoffen, daß dieser Zwischenfall mich nicht des Vergnügens berauben wird, Sie Morgen Abend hier zu sehen.“

Ueberrascht von solcher Freundlichkeit, erwiderte ich einige passende oder vielleicht unpassende Worte und entledigte mich dann meines der Frau Melzer gegebenen Versprechens, indem ich mich auf die langjährige gewissenhafte Amtsführung des redlichen Mannes berief und dessen Zerknirschung und Verzweiflung schilderte. Seine Erlaucht hörte mich mit gütiger Miene an, gebot mir dann, ein wenig zu warten, begab sich in das Nebenzimmer und kehrte alsbald mit einem versiegelten Billet zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas Geschichtliches von Johannageorgenstadt.

Johannageorgenstadt, 5124 Einwohner 750 m hoch (Marktplatz), ist von böhmischen Exulanten (hauptsächlich Plattenern, denen sich auch viele aus Bärtingen, Abergtham, Gottesgab und Grassitz angeschlossen), die wegen ihrer evangelischen Glaubensstreue flüchten mußten, 1654 mit Erlaubniß des Kurfürsten Johann Georg I. gegründet worden. Die Mehrzahl der Flüchtenden verließ ihre Plattener Heimath in einer unheimlichen Dezemberrnacht 1653, nachdem sich schon 2 Jahre vorher mehrere Personen auf dem Fastenberge angesiedelt hatten. Da die wenigen und kleinen Häuser auf dem Fastenberge (in dem einen — David Schürers Haus — sollen 23 Ehepaare gewohnt

haben) nicht zureichten, die Exulanten alle aufzunehmen, so wohnten anfangs viele in Zugel, ja es hielten sich sogar bei den Köhlern und Holzhauern im Walde manche auf. Am 1. Mai 1654 wurde mit der Anlage der Stadt begonnen, am 10. Mai die Thürschwelle zu dem ersten Hause am Markte gelegt. Dem Anbau stellten sich große Schwierigkeiten in der ersten Zeit entgegen (Geld- und Wassermangel, strenge Winter), so daß 8 Jahre lang mehrere Häuser (sogar am Markte) der Fenster entbehren mußten. Doch waren Ende Juli 1654 bereits 40 Häuser ziemlich vollendet und Anfang Juni 1659 standen schon 150. 1654 wurde der 1. Pfarrer, Polykarp Weber aus Schwarzenberg, angestellt, der bis zur Vollendung der unter großen Aufopferungen und Anstrengungen erbauten Kirche (Grundstein am 1. Mai 1655 gelegt, Einweihung am 15. Februar 1657) in einer Stube des Hammerguts Wittigsthal, in welcher noch heute die Malereien an der Decke zu sehen sind, den Gottesdienst abhielt. Die Kurfürsten Johann Georg I. und Johann Georg II. bewahrten den Bürgern ihre Fuß und verliehen der neuen Stadt mancherlei Privilegien. Der erste Lehrer mußte 12 Jahre „mit seinen Schülkinder zu Hause ziehen“, da erst 1666 ein äußerst dürftiges Schulhaus gebaut wurde; seit 1688 wirkten schon mehrere Lehrer. Rathhausbau 1664—69. Der Kirchturmbau konnte wegen Geldmangels erst 1687 begonnen, 1713 äußerlich und 1715 innerlich vollendet werden (Thürmerwohnung). Die Hauptnahrung brachte im Anfang der Bergbau, der besonders um das Jahr 1670 und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in großer Blüthe stand. Von 1662—1856 war hier ein Bergamt, an welchem 16 Bergmeister nach einander angestellt waren. Auch Viehzucht wurde erfolgreich betrieben, da das Vieh die Waldungen mit abgrasen durfte. Engelschall (1723) berichtet hierüber: „Ein gutes Stück der Nahrung hiesigen Ortes ist die Viehzucht, indem in Waldungen das schöne Gras wächst und das Vieh mehr stehen läßt, als es auf dem platten Lande findet, daher auch die Butter sowohl guten Geschmacks als auch flugs annehmlich aussiehet.“ Das weibliche Geschlecht beschäftigte sich hauptsächlich mit Spigenklöppeln. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist Johannageorgenstadt der Sitz der Kunstschlerei, die jetzt noch in 3 Chatouillensfabriken, einer Streichzither- und einer Regulatorgehäusefabrik betrieben wird. Seit ca. 40 Jahren wird auch Cigarrenfabrikation hier betrieben. Die Handschuhfabrikation, die jetzt den Hauptnahrungszweig bildet, besteht seit 1868 und entwickelte sich aus der schon ca. 30 Jahre vorher hier betriebenen Handschuhhererei. Johannageorgenstadt hatte im 7jährigen Kriege, namentlich in den Jahren 1756 und 1759, durch Einquartirungen viel zu leiden, ebenso in den Jahren 1778 und 1813. 1778 richtete insbesondere das Regiment des Oberstleutenants Otto, welches von Böhmen aus plündernd in Sachsen einfiel, hier einquartirt werden mußte und 4000 Thaler Brandschadung forderte, großen Schaden an. Die Einquartirung allein kostete 1400 Thaler. Außerdem wurden viele Häuser geplündert, darunter am ärgsten die Post. Auch von mancherlei Krankheiten wurde Johannageorgenstadt heimgesucht, so in den Jahren 1771 und 1772 von dem sog. Hingertypus, welcher im Jahre 1772 allein 673 Personen das Leben kostete. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wütheten die Blattern hier fürchterlich, denen namentlich (1800) viele Kinder erlagen. Am 19. August 1867, jenem unvergeßlichen Schreckenstage für Johannageorgenstadt, wurde fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen. Nur wenige Häuser im oberen Stadttheile und in der Zugeler Gasse blieben verschont. Alle öffentlichen Gebäude, darunter das alte Heiligthum der Exulanten, die Kirche, sanken in Trümmer. Im Herbste 1869 wurde mit dem Bau der neuen Kirche begonnen und derselbe bis Ende Juli 1872 vollendet. Am 27. August 1872 wurde die Weihe des neuen Gotteshauses vollzogen. Das neue Rathhaus wurde in den Jahren 1868—1870 erbaut. Die Stadt zählte schon 10 Jahre nach ihrer Gründung ca. 2000 Einwohner, deren Zahl sich bis zu Anfang dieses Jahrhunderts wenig änderte und bis 1842 auf 2400 angewachsen war. 1860 betrug die Einwohnerzahl 3743, 1875 hatte Johannageorgenstadt schon 4203 Einwohner.

Die räumliche Beschränktheit unserer modernen Wohnungen, macht sich am unangenehmsten fühlbar bei irgend welcher Aenderung oder Ausbesserung auch nur eines Zimmers. Auch man ein Zimmer, wie z. B. bei gewöhnlichem Anstrich des Fußbodens, tagelang leer stehen lassen, so veranlaßt dies große Ungemüthlichkeit, die durch den penetranten Geruch des gewöhnlichen Oelfarbanstrichs oder Cellades wahrlich nicht vermindert wird. Unter diesen Umständen wird mancher unserer Leser dankbar sein, wenn wir ihn auf eine Erfindung aufmerksam machen, durch welche diese Unannehmlichkeit vermieden wird. Der seit einer langen Reihe von Jahren von Franz Christoph in Berlin fabricirte und praktisch bewährte Fußboden-Stranzlack trodnet nicht nur während des Streichens, sondern ist auch absolut geruchlos. Man kann also jedes damit bestrichene Zimmer sofort wieder benutzen, ohne durch irgend welchen Geruch oder Klebrigkeit des Bodens belästigt zu werden.

Zu haben ist dieses Fabricat in jeder größeren Stadt Deutschlands, doch ist genau auf den Namen Franz Christoph zu achten, da diese, wie jede praktische Erfindung, bald geringwerthig nachgeahmt und verfälst wird.